

Urne mit Brandbestattung nebst einem kleinen Beigefäß darin und einer umgestülpten Schüssel als Deckel darüber (s. Taf. 23, Abb. 2). Auch neben der Urne lag noch ein Häuflein verbrannter Knochen. In etwa 5 m Abstand aber zog sich westwärts ein Halbrund von 11 kleinen Brandstellen; sie hatten offenbar zur Totenfeier gedient, als die Urne noch frei stand, also ehe der Hügel aufgeschüttet wurde.

Eigenartig ist der Umstand, daß auf dem Buhn zwar eine Anzahl Waffen und Werkzeuge der jüngeren Steinzeit gefunden wurden, aber außer den Gefäßen des Hügels Nr. 2 nichts aus der Bronzezeit. Dagegen fand sich an seinem Fuße bei Vlotho im Weserkies ein schönes Bronzeschwert (jetzt im Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin, unter Ik 43) und auf der anderen Seite der eingangs erwähnten Flußrinne bei Holzhausen an der Sorta ein umfangreicher bronzezeitlicher Friedhof, aus dem eine Anzahl Gefäße, ein bronzenes Tüllenmesser, ein Rasiermesser und eine sehr schöne schildförmige Gewandspange ebenfalls nach Berlin gekommen sind, andere Gefäße nach Minden und Bückeburg. Bronzezeitliche Waffen aus Hausberge an der Porta befinden sich in Münster. Es scheint also fast, daß schon in der Bronzezeit die Besiedelung auf dem Buhn aufgegeben und nur noch anfänglich die Toten nach alter Sitte dort bestattet wurden. Vielleicht hing das mit dem tieferen Einschneiden des Flußbettes und dadurch bewirkter Entsumpfung der Talaue oder mit lang anhaltender Trockenzeit zusammen.

Die steinzeitliche Siedelung vermute ich beim Twielenborn, wenigstens fanden wir dort beim Begehen des Geländes sofort einen hübschen Feuersteinschaber.

Die nächsten Hügel ähnlicher Bauart finden sich links der Weser an der lippischen Grenze nordöstlich vom Bornstapel, sie ziehen sich durch das Lipper Land bis in den Kreis Höxter hinein.

## Ein römisches Steinfragment im Heidenturm von Ibbenbüren?

Von Helmut Schoppa

In der vorgeschichtlichen Abteilung des Westfälischen Landesmuseums befindet sich als Leihgabe des Heimatvereins Ibbenbüren das auf Taf. 24, 2 wiedergegebene Gesimsfragment. Es war bis vor einigen Jahren in einen mittelalterlichen Befestigungsturm in Ibbenbüren, den sog. Heidenturm, eingemauert. Dieser Heidenturm war der Hauptbestandteil eines durch Sümpfe und Wassergräben gesicherten Erdwerkes auf der Erdmühle bei Ibbenbüren, die unmittelbar an das Haus Grone grenzt. Die Burg wird urkundlich zuerst im Jahre 1189 erwähnt: *Moliendum in Ybbenbure et castrum in Ybbenburen cum fossato et stagnis et ipsum cingunt et muniunt* (Westf. Urkb. II 200 Nr. 487); ihre Erbauung dürfte erst nach der Gründung von Ibbenbüren um das Jahr 1140 erfolgt sein. Von dem damaligen Bergfrit, dem jetzigen Heidenturm, steht nur noch ein Stumpf seines Kernwerkes, von dem die Außenhaut aus Hausteinen entfernt ist. Dieses Kernwerk besteht aus unbearbeiteten, mit viel Mörtel eingestampften Steinbrocken. Unser Fragment war bislang der einzige bearbeitete Stein unter dem Füllmaterial des Kernwerkes (vgl. Taf. 24, 1)<sup>1</sup>.

Außer geringfügigen Beschädigungen ist das Stück gut erhalten, nur ist es der Länge nach gespalten und ungefähr die Hälfte ist verloren gegangen. Die Unterseite ist wohl geglättet, sein oberer Teil steigt pyramidenförmig an. Das Profil ist einfach: über einer Hohlkehle sitzt ein nicht sehr zierlich gearbeiteter Eierstab, auf dem sofort die Deckplatte liegt. Der durch den ganzen Stein gehende Bruch zeigt im Durchschnitt auch einen steinernen, mit Mörtel befestigten Dübel.

Nach den Fundumständen ist eine mittelalterliche Arbeit ausgeschlossen. Denn eine Verwendung von antiken Formelementen, die in der Renaissance durchaus möglich wäre, ist für die karolingische oder ottonische Zeit in dieser klaren Bildung für Norddeutschland wohl nicht zu belegen. Vergleichsmaterial für den Anfang des 11. Jahrhunderts liegt in der Münsterkirche in Essen und in der Michaelskapelle in Fulda vor. Die Säulen der oberen Nebenempore des Westwerks in Essen tragen jonisierende Kapitelle, mit einem Eierstab geschmückt. Aber seine Form wird von einem durchaus unantiken Geist bestimmt, vor allen Dingen erkennt man, daß es sich nur um Reminiszenzen an die Antike handelt: die Eier sind sehr flach, und die Umrahmung springt stark hervor, es fehlen die Spitzen zwischen den einzelnen Eiern (Wilhelm-Kästner, Das Münster in Essen Tf. 7; ähnlich bei einem romanischen antikisierenden Kompositkapitell im Provinzialmuseum Trier, S. T. 7142). Bei einem ottonischen Volutenkapitell, das jetzt ein gotisches Weihwasserbecken trägt, sind die Eier volle Ellipsen, die Zwischenglieder oben und unten sind zu Schlaufen umgebildet (Wilhelm Kästner Tf. 8)<sup>2</sup>. Ebenso ist bei dem antikisierenden Kompositkapitell der Michaelskapelle in Fulda der Eierstab mißverstanden. Hier wird nämlich das Zwischenglied, das als Stäbchen in ein Dreiblatt ausläuft, ebenso wie das Ei von einer Rahmung umfaßt (Effmann, Die karolingisch-ottonischen Bauten in Werden, Abb. 71). All diese Formen ottonischer Zeit unterscheiden sich sehr stark von der klaren Bildung des Eierstabes auf unserem Fragment. noch wichtiger ist aber, daß seine Erklärung als mittelalterliches Baustück sehr schwierig ist. Ein Pfeilerkapitell — was allein möglich wäre — dürfte nicht die pyramidenförmige Abdachung haben, da auf ihm sogleich der Gurtbogen aufsitzen müßte<sup>3</sup>.

Unseres Erachtens kann das Gesims nur die Bekrönung eines kleinen römischen Grabaltars gewesen sein, und, wie wir annehmen, eines Grabcippus. Dafür spricht der Umstand, daß das Stück gesondert gearbeitet ist. Wahrscheinlich war unter ihm in den Schaft des Altärchens die Aschenurne eingesetzt<sup>4</sup>. Derartige Grabaltäre sind über das ganze römische Reichsgebiet verbreitet, man findet sie in der Hauptstadt, Gallien, den Rheinlanden und in Pannonien und Noricum. Nur ist das Gesims meist wie bei einem Götteraltar gestaltet, mit den gebräuchlichen Wülsten an den Seiten, oft auch mit einem Giebelchen<sup>5</sup>. Das hindert nicht, daß manchmal recht unorganisch ein Pinienzapfen aufgesetzt wird, was sich zuerst in Oberitalien, dort auf einer alten etruskischen Sitte fußend, belegen läßt<sup>6</sup>. Seltener ist die pyramidenförmige Abdachung mit einer Bekrönung<sup>7</sup>. Erst eine etwas barocke Abwandlung des Typus wird häufiger: eine steile Pyramide, konkav geschwungen, in einen Pinienzapfen endigend. Seine monumentalen Vertreter sind die prunkvollen Grabmäler des Moselgebietes in der Art der Igeler Säule<sup>8</sup>. In kleinerem Ausmaße trifft man sie hie und da, etwa bei einem Grabaltar in Seebruck (Schober, Die römischen Grabsteine in Noricum und Pannonien Nr. 320) oder bei einem Stück aus Pola (ArchEpMitt. aus Österreich XVI 12, Abb. 25)<sup>9</sup>. Die eigenartige Sitte, das Grabmal mit einem Pinienzapfen zu bekrönen, hängt sicher mit dem antiken Mysterienglauben und dem Bacchuskult zusam-

men, wobei der Zapfen als ein Symbol der Unsterblichkeit zu werten ist<sup>10</sup>. Ähnliche Ideen liegen auch dem Brauch zugrunde, auf den Altar die Büste des Verstorbenen zu stellen. Beispiele finden sich in Gallien, dort wohl auf die uralte Vorstellung des Menhirsteines zurückgehend<sup>11</sup>; etwas modifiziert wird der Gedanke in Pannonien, wo für die Büste ein Medaillon mit dem Brustbild des Verstorbenen eintritt (Beispiele bei W. Schmid, 15. BerRGK. 1923/24, 232). Auch bei unserem Stück war, wie der Dübel beweist, ein Aufsatz vorhanden; wir werden uns für einen Pinienzapfen entscheiden, da das Porträt doch nur in eng begrenzten Gebieten zu finden ist.

Das einfache Profil empfiehlt eine Datierung in frühe, wohl noch augusteische Zeit. Die weitere Entwicklung führt zu einer Vielheit der einzelnen Teile, bei ornamentierten Stücken verbunden mit einer Überladung durch Schmuckelemente. Zum Vergleich möge ein Grabaltar augusteischer Zeit in Athen (Altmann, Röm. Grabaltäre Abb. 3) dienen, dessen Gesims, nur viel feiner in der Durcharbeitung, ebenso wie bei unserem Stück aufgebaut ist. Als Gegenbeispiel zeigt ein Altar im Lateran (Altmann Abb. 111) das unruhige Profil und den Reichtum des Ornaments in flavischer Zeit. Auch provinzielle Stücke lassen erkennen, daß man sich nicht mehr mit der Abfolge Hohlkehle — Wulst — Deckplatte begnügt, sondern dazwischen noch andere Stufen einschaltet<sup>12</sup>. Auch die Bildung des Eierstabes führt in augusteische Zeit. Auf einer nur wenig späteren Basis im Vatikan (Gusman, L'Art décorative de Rome II Tf. 95) ist der konvexe Teil des völlig gleichen Gesimses ebenfalls mit einem Eierstab geschmückt, dessen Form denselben Stil aufweist. Die einzelnen Glieder sind gedrunken, der sie umrahmende Streifen ist überall von gleicher Stärke, der Einschnitt zwischen Ei und Rahmung ist nicht zu tief und nicht zu breit. Schon in flavischer Zeit streckt sich die Rundung zur Ellipse, das Ei wird durch die kräftige Schattenwirkung des größer gewordenen Zwischenraumes plastisch hervorgehoben, die Umrahmung verbreitet sich nach oben. Beim trajanischen Eierstab ist ihre einheitliche Führung unterbrochen, so daß das sehr lang und schmal gewordene Ei von zwei nicht mehr zusammenhängenden Kressegmenten begleitet wird<sup>13</sup>.

Ein Grabaltar augusteischer Zeit in Westfalen! Die Fragen, die solch ein Monument aufwirft, werden durch die Fundumstände noch komplizierter. Denn es ist durchaus unwahrscheinlich, daß das Stück in Ibbenbüren gearbeitet ist, das bessere Rohmaterial liefert, als der Baumberger Sandstein ist. Es muß vielmehr u. E. dorthin verschleppt worden sein; aber wann und woher, das sind Probleme, die sich im Augenblick nicht lösen lassen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Diese Angaben sind einer brieflichen Mitteilung von Herrn R. Dolle, Ibbenbüren entnommen. Die Maße des Fragmentes sind: Höhe bis zur Kante: 11,1 cm; ganze Höhe: 15,5 cm; obere Länge: 34,2 cm; untere Länge: 23,5 cm; Maße des Dübels: Höhe 7,5 cm; Breite 5,5 cm; Tiefe 3,6 cm. Ohne Inventarnummer. Das Material ist nach der mikroskopischen Untersuchung durch Prof. Ernst vom Geologischen Institut der Universität Münster Baumberger Sandstein; der Mörtel, mit dem der Dübel befestigt ist, ist zementähnlich, wie er auch sonst zu kleineren Eindübelungen in römischer Zeit verwendet wird (besonders bei Sarkophagen). Ein Vergleich mit derartigen Mörtelproben ist aber nach der Meinung von Baurat Kutzbach, Trier, dem besten Kenner römischer und mittelalterlicher Mörtelsorten, nicht erfolgversprechend, da in unserem Falle zeitlich und örtlich begrenztes Vergleichsmaterial fehlt.

<sup>2</sup> Diese Bildung fußt schon auf der Karolingischen Tradition, vgl. die Kapitelle der „Torhalle“ in Lorsch, Dehio, Geschichte der deutschen Kunst I Abb. 20/21.

<sup>3</sup> Aus denselben Gründen hält Prof. Wilhelm-Kästner eine Entstehung in karolingischer oder ottonischer Zeit für sehr unwahrscheinlich. Im Gegensatz dazu verweist Dr. Bader, Bonn, der an ottonische Arbeit glaubt, auf diese Stücke als nächste stilistische Verwandte. Ebenso soll nicht verschwiegen werden, daß Prof. Krüger, Trier den antiken Ursprung des Eierstabes mit Bestimmtheit in Abrede stellt. Er schreibt: „So etwas wie in Ibbenbüren, daß das ganz längliche Ei, das vielmehr wie ein Blatt gebildet ist, breit von einer Art Umrahmung umfaßt wird, gibt es in Neumagen nicht.“ Aber diese Bildung ist gerade ein Zeichen früher Entstehung, vgl. Anm. 13.

<sup>4</sup> Vgl. dazu: Altmann, Römische Grabaltäre der Kaiserzeit, 32; Dragendorff-Krüger, Das Grabmal von Igel, 95.

<sup>5</sup> Beispiele bei Altmann; Espérandieu, Recueil général des Bas-Reliefs de la Gaule Romaine; Schober, Die römischen Grabsteine in Norikum und Pannonien, Sonderschr. des Österr. Arch. Instituts X 1923, 131 ff.

<sup>6</sup> Altmann, 28, 5; Schröder, Studien zu den Grabdenkmälern der römischen Kaiserzeit, Diss. Bonn 1902, 25 ff.

<sup>7</sup> Grabaltar in Arlon, Espérandieu V 4098. Vgl. auch die Beispiele Anm. 11.

<sup>8</sup> Schröder 25 Anm. 5.

<sup>9</sup> Vgl. dazu F. Drexel, Die belgisch-germanischen Pfeilergrabmäler, Röm. Mitt. 35, 1920, 47 ff. mit Abb. 1, 3, 4—6.

<sup>10</sup> Anders Schröder 29.

<sup>11</sup> Chantillon, Espérandieu IV 3404, 3411; dazu die Büsten, die ähnlichem Zweck gedient haben können: Espérandieu IV 3430, 1—22. Zu der keltischen Sitte vgl. auch Österr. Jahresh. 26, 1930, 38 ff. (Schober) und Germania V 1921, 6 ff. (Lehner).

<sup>12</sup> Altar Boulogne-sur-Mer, RevArch 1889, 219; Schober Nr. 320; 15. BerRGK 233 Abb. 26.

<sup>13</sup> Beispiele für diese Entwicklung: Augusteisch: Außer den im Text genannten Beispielen noch Campanarelieff Paris, Louvre, Gusman a. O. I Tf. 13, 2. Die gleiche Form der breiten Eier mit dem umrahmenden Band findet sich noch auf der Lippe einer dekorativen Marmorvase im Vatikan, Gusman I Tf. 49; der Lippe eines archaisierenden Marmorrhythons im Konservatorenpalast, Tf. 68; auf der Lippe eines Marmorkraters im Vatikan, Tf. 17; auf den Stuckreliefs der Villa Farnesina Tf. 74; sehr deutlich auf einem Marmorkrater im Vatikan Tf. 91 und auf der Basis der Gruppe der drei Grazien im Louvre Tf. 97. Flavisch: Gebälk vom Vespasianstempel, Gusman Tf. 65; Gebälk vom Titusbogen, Strong, Scultura Romana Tf. 21. Trajanisch: Gebälk vom Neptunstempel, Gusman Tf. 46; Gebälk vom Trajansbogen in Benevent, Strong Tf. 41. Die Eierstäbe der Neumagener Denkmäler (Anm. 2), deren früheste um 150 n. Chr. liegen, schließen sich an die Behandlung des trajanischen Ornaments an.